

Verwandtschaft aus Fleisch und Blut

Verwandtschaftsbeziehungen spiegeln die gesellschaftlichen Verhältnisse. Wer glaubt, diese seien im Laufe der Zeit immer freier und egalitärer geworden, irrt sich. Das zeigt die neuste historische Forschung. Von Thomas Gull

Ach, die liebe Verwandtschaft, sie macht uns manchmal zu schaffen. Heute genauso wie früher. Familie und Verwandtschaft – ein weites Feld für emotionale Verstrickungen, Intrigen und die wissenschaftliche Forschung. Ein Feld, das noch nicht wirklich gut bestellt ist, zumindest, wenn es um tragfähige Theorien zur Entwicklung der Verwandtschaft in Europa geht. Das ändert sich jetzt. Eine internationale Gruppe von Historikern verschiedener Zeitepochen mit dem Zürcher Geschichtswissenschaftler Simon Teuscher beschäftigt sich intensiv mit der Verwandtschaft in Europa zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert.

Das Ziel der Gruppe, zu der unter anderen David Sabean, Geschichtswissenschaftler an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, und Gérard Delille, ehemaliger Professor am Centre de Recherches Historiques in Paris, gehören, ist, eine grosse Theorie der Verwandtschaftsbeziehungen in Europa zu entwerfen. Diese Arbeit dürfte den einen oder anderen historischen Flurschaden anrichten. Denn was man bislang über die Entwicklung der Verwandtschaftsbeziehungen vom Spätmittelalter bis in die Neuzeit dachte, ist im Lichte der neuen Forschung nicht mehr haltbar. «Die historische Forschung postulierte, Modernisierung sei gleichbedeutend mit Individualisierung und einer Abnahme der kollektiven Bindungen», erklärt Simon Teuscher und fügt hinzu: «Das stimmt so sicherlich nicht.»

Gehorsame Söhne

Simon Teuscher hatte sich bereits für seine Lizenzarbeit mit mittelalterlichen Ich-Dokumenten beschäftigt. Aufgrund seiner Recherchen empfand er die These vom allmählichen Bedeutungsverlust von Familie und Verwandtschaft als «Provokation». Die Arbeit an seiner Dissertation über Politik und Verwandtschaft in der Stadt Bern im ausgehenden Mittelalter verstärkte seine Zweifel.

Im mächtigen Stadtstaat bildete sich im Laufe der Zeit ein exklusiver Kreis von Burgern heraus, die die wichtigen Ämter monopolisierten und weitervererbten. «Dabei spielte der Gehorsam der Söhne gegenüber den Vätern eine immer wichtigere Rolle», betont Teuscher, «wenn sie ausscherten, verlor die Familie ihren Status.» Das bedeutete: Der Einzelne musste sich zunehmend den Interessen der Familie unterordnen. Eine Tatsache, die im Widerspruch steht zur Theorie der sukzessiven Befreiung des Individuums.

Die Entwicklung im republikanischen Bern mit einer Ämteraristokratie, die ihre Pfründen vererbte, verläuft analog zu jener im deutschen Hochadel. Dort setzte sich im 15. Jahrhundert die Primogenitur durch: Der älteste Sohn erbt Titel und Ländereien, die anderen gingen leer aus. Diese patrilineare Form der Vererbung etablierte sich zwischen 1400 und 1700. Sie markiert die erste grosse Wende in den Verwandtschaftsbeziehungen, die Teuscher und seine Kollegen diagnostizieren. Die zweite setzte nach 1750 ein, angetrieben durch den Aufstieg des Bürgertums und die Industrialisierung.

Gleichberechtigte Töchter

Doch bleiben wir noch im Mittelalter. Vor der Etablierung der Primogenitur war das Erbrecht weitgehend egalitär, der Besitz wurde zwischen den Söhnen und Töchtern aufgeteilt. Diese Weitergabe des Familienvermögens spiegelt eine andere Konzeption der Verwandtschaft, die sich stark über die Ehe konstituierte. «Indem man heiratete, wurde man Teil der Familie des Ehepartners. Mit jeder neuen Heirat wurden die Vermögen und Ländereien der beteiligten Familien neu zusammengesetzt», erklärt Simon Teuscher, «dieses Verwandtschaftsmodell ist sehr horizontal, mit wenig zeitlicher Tiefe.» Die Egalität der Beziehungen spiegelte auch die Semantik: Verwandte, gleichgültig ob aus der eigenen Familie



Das Blut hält die Generationen zusammen. Baum der Blutsver



wandschaft aus der «Somme rurale» von Jean Bouteiller, Brügge 1471.

oder jener des Ehepartners, wurden als «fründe» bezeichnet.

Doch weshalb wurde diese aus heutiger Sicht «moderne» Form der Erbteilung aufgegeben? Teuscher nennt verschiedene Gründe für diese Entwicklung: «Wir sehen eine Art Erstarrung der Gesellschaft, die unter anderem damit zusammenhängt, dass der Adel sesshaft wurde und Güter und Pfründen eine politische Bedeutung erhielten.» Der frühmittelalterliche Adel vagabundierte mit Königen und Kaisern, die ihrerseits sehr mobil waren, durch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation von einer Pfalz zur nächsten. Die Güter waren unter Umständen weit verstreut. Das änderte sich im Laufe der Zeit. Ein zentrales Symbol dieses gesellschaftlichen Wandels waren die Burgen. «Eine Ressource, die man nicht teilen konnte, auch weil sie oft verbunden war mit einem Amt», sagt Teuscher. Wenn eine Familie an Macht und Einfluss gewinnen wollte, musste sie ihre Güter und Privilegien zusammenhalten. Wenn alle Nachkommen gleich viel erhielten, funktionierte das nicht.

Intrigen, Morde, Jagdunfälle

Einem alles zu geben und den anderen nichts, war allerdings problematisch. Die Einführung der Primogenitur wurde zu einer blutigen Sache. Wo man sich vorher bei der Teilung irgendwie finden konnte, ging es nun aufs Ganze. «Während der Einführung des neuen Modells häuften sich Intrigen, Morde und tragische Jagdunfälle», erzählt Teuscher. Für jene, die leer ausgingen, blieben manchmal geistliche Pfründen, der Gang ins Kloster oder der Solddienst.

Wie Teuscher mit seiner Forschung zeigen kann, veränderten sich mit der Bedeutung der verwandtschaftlichen Beziehungen auch die Metaphern, die für diese Verbindungen stehen. Die hochmittelalterlichen Eheleute vereinigten sich noch «im Fleisch». Die Ehe, der eheliche Sex, waren das Bindeglied zwischen den Familien. «Wer verwandt war, war vom gleichen Fleisch. Wenn man sich mit einer Frau im Fleisch vereinigte, verband man sich mit all ihren Verwandten», erklärt Teuscher.

Mit den patrilinearen Verwandtschaftsstrukturen setzte sich auch eine neue Metapher durch: jene des Blutes. Dieses verbindet nicht mehr primär die Ehepartner und ihre Familien, es hält

vielmehr die Generationen zusammen, über die das Blut weitergegeben wird. «Blut kann blau, rot, schwarz sein, es kann vermischt und verdünnt werden. Blut mischt man, Fleisch vereinigt man», sagt Teuscher. Das lineare Verhältnis der Weitergabe des Blutes passte zur Dynastiebildung. Die Verwandtschaftsbeziehungen waren nicht mehr horizontal, sondern vertikal ausgerichtet und sie bekamen zeitliche Tiefe. Die Herkunft und deren möglichst lückenloser Nachweis wurden wichtig. Das dokumentieren die zahlreichen Stammbäume aus jener Zeit, die mit realen und fiktiven Vorfahren bestückt wurden.

Die «romantische Liebe»

Die zweite historische Wende, mit der sich die Forschergruppe befasst, bahnte sich nach 1750 an. Die patrilinearen Verwandtschaftsstrukturen wurden durch egalitäre verdrängt. Ausgelöst wurde diese zweite grosse Umwälzung wiederum durch gesellschaftliche Veränderungen. Der Reichtum des neuen Bürgertums, das mit der Industrialisierung entstand, beruhte nicht mehr auf dem Besitz von Land und Titeln, sondern von Kapital und Produktionsmitteln. Beides war mobiler, konnte in neuer Weise aufgeteilt und neu zusammengeführt werden. Teuscher spricht von der «Verflüssigung» der Vermögen. Ausserdem fegte die Französische Revolution das Ancien Régime hinweg.

Künftig galt, dass Ämter nicht mehr vererbt, sondern nach Eignung vergeben werden sollten. Und das von Napoleon 1804 eingeführte französische Zivilrecht verlieh den Frauen das volle Erbrecht. Das neue egalitäre Erbrecht, das sich gegen den Adel richtete, führte im Zusammenspiel mit dem neuen gesellschaftlichen Phänomen der Cousinenheirat zur Bildung neuer Klassen. «Erst nach 1750 nahm die Cousinenheirat explosionsartig zu, das dokumentieren unter anderem die über Jahrhunderte hinweg beim Papst deponierten Dispensgesuche», sagt Teuscher. Im Zuge der revolutionären Veränderungen wurden die Heiratsverbote innerhalb der engeren Verwandtschaft aufgehoben, nur die katholische Kirche hielt an der Ächtung dieser inzestuösen Verbindungen fest.

Die Folge war, dass innerhalb des Familienverbandes geheiratet und so das Vermögen zusammengehalten werden konnte, selbst wenn die

Töchter ebenfalls erbten. Vor allem im Grossbürgertum prägten sich auf diese Weise neue rigide Familienstrukturen aus, die darauf ausgerichtet waren, innerhalb der eigenen Familie oder zumindest der eigenen Klasse zu heiraten. Gut zu diesen neuen gesellschaftlichen Zwängen passten paradoxerweise gerade die Konzepte der freien Partnerwahl und der «romantic love». «Plötzlich wird entscheidend, das beide gerne Goethe lesen. Der Geschmack wird zu einer wichtigen Basis für die Liebe», sagt Teuscher. Diese gleichgesinnten Partner fand man dann in der Sommerfrische, die man im 19. Jahrhundert mit Cousins und Cousinen am Meer verbrachte.

Näher an der Realität

Wie die neue Forschung zur Bedeutung von Verwandtschaft zeigt, ist die Gemengelage weit komplexer und die historische Entwicklung verlief anders als bisher angenommen. So ist der Einzelne bei seiner Entscheidung, wen er heiratet, nicht grundsätzlich freier geworden – gesellschaftliche Zwänge gibt es im Mittelalter genauso wie im 19. Jahrhundert, nur haben sie eine andere Ausprägung.

Und die Vorstellung einer geradlinigen Entwicklung von ursprünglich patrilinearen zu egalitären Verwandtschaftsbeziehungen erweist sich im Lichte der neuen historischen Forschung als Trugschluss. Teuscher und seine Kollegen sind dabei, eine neue historische Theorie der Verwandtschaftsbeziehungen zu entwickeln, die sich näher an der geschichtlichen Realität bewegt als die bisherigen. Ein Unterfangen mit guten Aussichten auf Erfolg.

Kontakt: Prof. Simon Teuscher, simon.teuscher@hist.uzh.ch

Zusammenarbeit: Prof. David W. Sabeau, University of California, Los Angeles, Prof. Francesca Trivellato, Yale University, Prof. Gérard Delille, EHESS Paris